Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

# Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
# 1897

23 (28.1.1897) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 23

Visual Library

Nr. 23. Karlsruhe, Donnerstag, den 28. Januar 1897

Nachdruck der Originalaufsätze des Unterhaltungsblattes ist untersagt

## Deutsch und Dänisch. 21

Novelle von H. Palmé-Paysen.

Und mit plötzlich erwachender Künstlerbegeisterung betrachtete sein Auge, als er den Anderen gefolgt, nicht die längst bekannten Bilder an der Wand, von denen er jetzt in fast mechanischer Weise seine Erklärungen gab, er beobachtete nur die hohe, graziöse Mädchengestalt dort vor dem Bilde einer Madonna, die biegsame Haltung des zarten, blonden Kopfes, das feine, edel geschnittene Profil des Gesichtes, das jetzt mit einem seltsamen Gemisch von Ernst und stiller Trauer den Blick auf die Mutter Jesu richtete.

Der „kalten Undankbaren", der „berechnenden Ehrgeizigen" hätte er nimmer einen so sanften, schwärmerischen Aufblick zugetraut. War er ein Frauenkenner, oder war er es nicht? Er preßte ärgerlich seine Lippen aufeinander und wandte sich mit schneller Bewegung ab. Was gingen ihn die Frauen an, er wollte sich ja fern von ihnen halten; freilich, er betrachtete dieses Frauenantlitz nur vom künstlerischen Standpunkte. So in innere und äußere Betrachtungen vertieft, bemerkte Harald nicht, daß seit Längerem Theos Augen sich ebenso angelegentlich mit ihm beschäftigten, wie er mit ihrer Schwester. Ihr war ebenfalls nicht die kurze Unterredung im Atelier zwischen den Beiden entgangen. Die Liebe aber hat, wenn es den teuren Gegenstand heimlicher Sehnsucht anbetrifft, einen Scharfblick sondergleichen. Allerlei wirre Gedanken fluteten durch ihr Gemüt, als sie den Ihrigen von einem Zimmer in's andere durch alle Räume folgte, äußerlich eine Aufmerksamkeit zeigend, die ihr völlig fern lag. Haralds ruhiges, rein freundschaftliches Benehmen ihr gegenüber und ihr eigener bescheidener Sinn, dem schmerzvolles Entsagen von jeher gewohnt, ließen freilich schon lange keine festgestalteten Pläne in ihr aufkommen, allein ihr Herz schloß doch noch eine unbestimmte Hoffnung ein, und die mußte ja auch zu Grabe getragen werden, wenn das, was plötzlich ihr Denken erfüllte, sich verwirklichte.

Sie wurde durch eine Anrede von ihrem Vetter in ihrem Gedankengange unterbrochen. Harald zeigte ihr einen marmornen Gegenstand, eine Thränenflasche, welche er auf Rhodus einem Sarkophage entnommen. Man befand sich in einem Saal im ersten Stockwerk, in dem ringsherum Repositorien liefen, deren Schubfächer alle möglichen antiquarischen Seltenheiten bargen. Auf Konsolen längs der Wände prangten seltene Vasen und Krüge in antiken Formen, und ein in der Mitte des Saales stehender Tisch zeigte die heterogensten Dinge. Ein anderer, zwischen den Fensterpfeilern, trug in offenen Schächtelchen eine Sammlung verschiedenster Scherben, Bruchstücke etrurischer Thonvasen, die einstens unter Erde, Menschenknochen oder Aschen geborgen waren. Darüber, auf einer Konsole, lehnte ein riesiges Trümmerstück einer roten, mit den schönsten Arabesken verzierten Vase, kleinere, mit den bekannten charakteristischen Zeichnungen, teils glänzend braun oder schwarz, auch weiß mit blau, und mit buntfarbigem Grunde, lagen zierlich geordnet darunter.

Harald gab über alles seine Erklärungen, sich nun an Theo wendend, denn der Oberst, der für Antiquitäten ein sehr oberflächliches Interesse hegte, betrachtete am entgegengesetzten Ende des Saales andere Schätze, während Isabella an dem einzigen jalousiefreien Fenster den im Westen plötzlich schwarzgrau überzogenen Himmel beobachtete, an dem ein Gewitter aufzog.

„Ich will nicht wiederholen, was Dir längst durch meine Briefe bekannt sein muß", sprach er, „Du hast sie doch alle richtig und nach den Nummern erhalten, liebste Theo?"

„Alle, alle", sagte sie mit dankbarem Aufblick, „indessen von Rhodus keine einzige Zeile. Uns wurde Dein langes Stillschweigen fast beängstigend, und ich erinnere mich, daß Du uns auf unsere Anfragen niemals eine Antwort gegeben."

„O, welch ein Jammer", hörte man plötzlich den Oberst im entfernten Teil des Saales rufen, „warum hast Du dies reizende Porträt so grausam verunziert, Harald?"

Er hielt ein fast vollendetes, großes Gemälde in das rechte Licht, aus dem ein zartes, noch kindliches Mädchenantlitz mit braunen, schelmisch klugen Augen hervorblickte. Die zarte Büste bedeckte ein weißes, blousenartiges Chemisett, das die reizenden, leicht gebräunten Schultern frei ließ; eine schwarze, halbaufgelöste Haarflechte hing fessellos darüber. Quer über das Bild lief aber ein farbiger, scharfer Pinselstrich, offenbar von hastiger, erregter Hand darüber gezogen.

Bei des Obersten Worten flammte jähe Röte über Haralds Stirn. Er trat hastig einige Schritte vor, dann aber, als besinne er sich anders, wandte er sich zu seiner Cousine zurück und sagte mit gedämpfter Stimme: „Dieses Bild, Theo, steht mit meinem Aufenthalt in Rhodus, mit meinem brieflichen Stillschweigen in engem Zusammenhang. Du sollst davon hören, Schwester, Freundin", sprach er, erregt ihre Hand pressend, „in einer einsamen Stunde."

Dann schritt er, wieder völlig beherrscht, mit ruhigem Schritt durch die Länge des Saales, und das Bild in den dunklen Winkel zurückstellend, aus dem es der Oberst hervorgezogen, sagte er zu diesem:

„Laß uns auch äußerlich begraben, was im Innern längst versenkt, verschwunden ist. Ich glaubte dieses Bild, meinem Vorsatz getreu, schon den Wellen überliefert, diesem Vergessen habe ich nun diese unerwartete herbe Erinnerung anzurechnen."

Der erste Blitzstrahl zuckte durchs Zimmer, leise rollte der Donner nach.

„Wir erhalten ein Gewitter", fuhr Harald abbrechend fort, „ob sich heute endlich die Elektricität der Luft entladen wird? Wollen wir einmal nach den Fenstern sehen, Onkel?"

An der Thür wandte er sich nochmals um.

„Hernach, meine verehrten Cousinen", rief er in seinem gewohnten, frischen Ton, „hernach bitte ich Euch, in meiner

Junggesellenwohnung mit einem frugalen Abendessen fürlieb zu nehmen."

„Wir folgen Euch sogleich", antwortete Isabella für ihre Schwester, die regungslos am andern Fenster auf die ziehenden Wolkengebilde starrte.

Als sich die Thür geschlossen, eilte sie zu derselben hin und blickte ihr mit zärtlicher Besorgnis in die Augen.

„Freundin, Schwester nannte er mich, und so ist es. Niemals hat er mich anders geliebt!" wiederholte Theo tonlos, aber dann wandte sie sich hastig um und eilte auf das zur Wand gekehrte Bild zu,

„Oeffne das Fenster, Isabella, laß die Sonne herein, damit ich in ihrem Scheine hell und klar die Glückliche sehen kann."

Isabella willfahrte ihr schweigend. Aber die Sonne schien nicht mehr. Eine große, weiße, rotübergossene Gewitterwolke schwebte davor, aus der hin und wieder ein zuckender Blitz fuhr; sie gab der Erde nur noch einen rosigen Schimmer, der dem herrlichen Bildnis indessen eine magische, vorteilhaftere Beleuchtung verlieh, als ihre Strahlen es hätte thun können.

Theo stand davor in schmerzlicher Betrachtung.

„Sie ist schön! o, so schön! Sie hat schwarze Haare wie ich und braune Augen, aber sie ist jung noch und — sie hat schlanke, grade Schultern!"

Das letzte war ein Aufschrei ihrer Seele. Nie im Leben hatte sie ihren Naturfehler so leidenschaftlich bitter empfunden wie in diesem Augenblicke, wo sie für immer die Fülle geträumten Glückes, alle Zukunftshoffnungen verloren gab. Sie barg ihr thränenüberflutetes Antlitz in beide Hände und sank schluchzend an die Brust der Schwester.

Isabella umschlang sie.

„Er hat sie geliebt", betonte sie, „er liebt sie nicht mehr. Hoffe, verzage nicht!" tröstete sie.

„O, still, still!" wehrte sie ab, „Du kennst ihn nicht! er wird nur einmal lieben, niemals mehr." —

Der Himmel umzog sich inzwischen mehr und mehr. Dräuend stieg eine Wolke über die andere auf, und dann prasselten sie in Güssen nieder auf die heiße, trockene Erde, die nach dem erquickenden Naß sich schon wochenlang gesehnt.

Der Regen strömte noch nach Stunden unverdrossen. An den Heimweg war für Haralds Gäste vorläufig noch nicht zu denken.

Theo schützte Kopfschmerzen vor und zog sich mit Isabella in das kleine, wohnliche Gemach zurück, welches Portieren von dem Verandazimmer trennten, in dem Oheim und Neffe am geöffneten Fenster vor einem Glase Wein rauchend und plaudernd saßen.

Der Abend ging in die Nacht über, ihre Stille breitete sich über die Erde. — Die beiden Schwestern flüsterten schon lange nicht mehr. Die Aeltere lehnte mit geschlossenen Augen in dem Kissen eines kleinen Divans, aber Isabella wachte noch, sie stand am Fenster und blickte hinaus in das Dunkel der Nacht, so bang und beklommen. War's das Mitgefühl für die Schwester, war's etwas anderes, was sie so schwer atmen machte? Sie wußte es nicht, doch brannte im Herzen etwas, was sie nicht benennen konnte. —

Die Nacht war kühl und still; dann und wann nur schlug eine Kirchenuhr ihre Stunde, und eintönig rieselte der Regen nieder. Prüfend schaute das junge Mädchen durch die matt beleuchtete Stube zu der schlummernden Schwester hin, als die Stimmen nebenan lauter und vernehmlicher wurden und jedes Wort Haralds deutlich an ihr Ohr schlug.

Dann verharrte sie regungslos am Fenster, hinter dem kein Stern sichtbar, hinter dem nur die Wipfel der Bäume im Nachtwind rauschten.

„Was für eine Bewandtnis es mit dem Bilde, mit meinen Erlebnissen auf Rhodus hat, und ob ich mich derselben noch erinnere, fragst Du, Onkel", sprach Haralds sonore Stimme, „wie kannst Du zweifeln? So etwas vergißt sich nie, wenn es sich auch verschmerzt. So höre denn den kurzen, berückenden Traum meiner Liebe.

Ich kam nach Rhodus zur Zeit des Frühlings. Das Land schien mir ein Paradies, der Boden so grün, so saftig, die Blumen so farbenglühend, die Luft durchwürzt von der Mannigfaltigkeit der Vegetation. Nicht in der Stadt wünschte ich zu wohnen. Die Festungsmauern und ihre Laufgräben, die Zugbrücken, die engen, düsteren Straßen mit den niedrigen, schlechten Steinhäusern hatten etwas Erdrückendes für mich. (Forts. f.)

## „Abgekanzelt."

Ein Schwank.

Von Rudolph Herzog (Friedberg i. H.).

Theophil Quitt hatte sein siebenzigstes Lebensjahr vollendet. Sein Haar war grau und war allmählich weiß geworden im Dienst der kleinen Mecklenburger Stadt, aus deren Mauern er nicht wieder herausgekommen war, seit er als bemooftes Haupt die Straße von der Alma mater ins Philisterium eingeschlagen hatte. Er hatte die Gottesgelahrtheit studiert und durfte sich auf seine theologischen Kenntnisse etwas zu gute thun. Aber die Pfarrstellen im Heimatland waren damals rar, und wollte er bis zu einer zufälligen Vakanz nicht verhungern, so mußte er sich schon nach einem andern ins Fach schlagenden Erwerb umsehen. Er bewarb sich also um eine Lehrstelle an der Realschule und übernahm die Verpflichtung, allsonntäglich um 6 Uhr die Frühkirche zu halten. Dabei war es geblieben.

Ein Jahrzehnt nach dem andern verstrich. Theophil Quitt hatte es zum Oberlehrer gebracht und Generationen von seiner Weisheit in der Schule profitieren lassen.

Oder auch nicht. Hierüber gingen die Meinungen auseinander. Denn da er ein Menschenfreund war und der freien Entwickelung der kleinen Individuen nichts in den Weg legen wollte, so war in seinen Unterrichtsstunden bald ein Ton eingerissen, der seine Methode mehr als volkstümlich erscheinen ließ. Daß er in heißen Sommertagen seinen Schülern erlaubte, sich der lästigen Hülle von Rock und Weste zu entledigen und selbst hemdärmelig unter ihnen thronte, daß er eine Bank, die sich besonders ausgezeichnet hatte, bei der Hitze der Wohlthat eines gemeinsamen Glases Bier teilhaftig werden ließ, darin konnte sein gutes Herz nichts arges entdecken. Zum Leben in einer kleinen Stadt lernten ihm die Rangen nach seinem Dafürhalten genügend. Was Wunder, daß er bald mit dem Ehrennamen „Onkel" ausgezeichnet wurde und als „Onkel Quitt" die stadtbekannteste Persönlichkeit war!

Onkel Quitt fühlte die Bürde seines Alters. Tag für Tag hatte er seine Schule gehalten, jeden Sonntag Morgen die Frühkirche — oder vielmehr diese nicht. Denn da die braven Kleinbürger zu faul waren, nach der Woche Last am siebenten Tage früh aus den wärmenden Federn zu kriechen, so waren selten drei Menschen zur 6 Uhr-Kirche versammelt, und für weniger brauchte Onkel Quitt sein Organ nicht herzugeben. Traf der Ausnahmefall ein, daß diese unbedingt notwendige Zahl doch erreicht war, so kam der Küster an Onkel Quitt's Bett gerannt, um ihm die merkwürdige Meldung zu machen. Aber dies war seit Menschengedenken nicht mehr da gewesen, und die Stadt hatte ihre Frühkirche langsam vergessen. Wenn die Glocken tönten, so hieß das eben nichts mehr, als: „Herrjeh, schon 6 Uhr. Na, fix noch mal auf die andere Seite." —

Zu Onkel Quitts siebenzigstem Geburtstag hatte sich der Bürgerschafts-Ausschuß zu einer ernsten Beratung zusammengethan. Man beriet seine Pensionierung. Mit vollem Gehalt sollte er in den verdienten Ruhestand gesetzt werden. Der Antrag ging durch — gegen eine einzige Stimme. Bäckermeister Friedrich, der nicht verschmerzen konnte, daß Onkel Quitt aus dem Tölpel von seinem, des Bäckermeisters, Erstgeborenen, keinen „Studierten" zu Wege gebracht, hatte gegen ihn gesprochen. Doch hinderte das nicht, daß der alte Magister seine Pensionierung von der Lehrthätigkeit zuerkannt erhielt, wobei ihm jedoch der Kirchendienst als nicht in Betracht kommend überlassen blieb. —

Eines Tages sitzt Onkel Quitt im Gefühl der erworbenen Freiheit am Stammtisch des Rathauskellers und erfreut sich an seinem Vesperschoppen. Auch Herr Bäckermeister Friedrich zählt zu den Gästen, und jeder Schluck, den der Alte auf Kosten der Stadtgemeinde thut, erregt mehr seine Galle. Endlich erträgt er es nicht mehr. Er muß reden. Er muß dem Schulmann beibringen, daß er der Gnade der Bürgerschaft eigentlich nicht würdig gewesen wäre.

„Das schmeckt, — hä?"

Der Alte sieht ihn an und nickt.

„So ohne Tagwerk, was? — Na, die Schulmeisterei hat Ihnen ja auch keine zu großen Beschwerden gemacht."

Onkel Quitt macht große Augen und will erwidern. Aber der Andere kommt ihm zuvor und haspelt sich seinen Zorn vom Leib und redet und schwingt einen Sermon, daß der Alte mit ergebungsvollem Lächeln die Augen in's Glas senkt.

„Beschwerden? Sie? Wovon? Vom Unterrichten doch nicht? Herr du meines Lebens, ich fall' um. Unsinn haben die Rangen gelernt, dummes Zeug, sonst nix! Ein verdorbener Pastor sind Sie, aber beileibe kein Schulmeister. Und eine Affenschand' ist's für die Stadt, daß so einer an der Realschul' gewesen."

Da holt Onkel Quitt sein Taschenbuch und einen Bleistift hervor und beginnt ruhig zu schreiben. Dann streicht er sich den weißen Bart, blickt den verdutzten Bäckermeister an und fragt ruhig:

„Seid Ihr jetzt fertig, Nachbar?"

„Nun bin ich fertig."

„Dann ist die Reihe, zuzuhören, an Euch. Gebt also Obacht."

Und er verliest fast wortgetreu die Rede seines Gegners noch einmal, liest sie mit sämtlichen Wendungen und Injurien, daß dem Bäcker doch das Gewissen schlägt, klappt das Buch zu und meint:

„So habt Ihr doch gesagt, nicht wahr, Nachbar?"

Der Meister rutscht auf seinem Platz und kratzt sich den Kopf.

„Gesagt hab' ich's schon, aber — nee, gemeint so war's doch nicht."

„Ihr habt das akkurat so gesagt. Und Ihr seid Zeugen, Nachbar Schwarzkopf und Nachbar Brüllmann."

Onkel Quitt trank darauf seinen Schoppen aus, begab sich auf's Rathaus und gab sein Schreiben ab.

Herr Bäckermeister Friedrich aber bezahlte hundert Mark an die Armen. —

Seit dieser Stunde brütete der Bäcker Rache. Und plötzlich verfiel er auf einen Gedanken, der, wäre er nicht so heilig gewesen, diabolisch hätte genannt werden müssen. Herr Bäckermeister Friedrich wurde zum Kirchengänger. Ja, er konnte selbst die Stunde des Hauptgottesdienstes nicht mehr erwarten, er hatte das Bedürfnis, bereits die 6 Uhr-Kirche zu genießen. Um die notwendige Dreizahl zusammen zu bekommen, spendete er jeden Sonntag einem alten Weibe einen Korb Weißbrot und seinem Lehrjungen ein paar Maulschellen, und so saßen sie denn zu Dritt im Kirchenstuhl und warteten auf Onkel Quitt, der gerade mit offenem Munde im Bette liegend, den Schreckensbericht seines Küsters entgegennahm und zehn Minuten darauf schlaftrunken auf der Kanzel erschien, um ihnen ein Kapitel aus dem Evangelium des Tages zu verlesen.

Und nun kam für Onkel Quitt eine böse Zeit. Sonntag für Sonntag mußte er hinaus in den kalten, dunklen Wintermorgen, um dem grinsenden Bäcker, dem wehleidigen Lehrjungen und dem mit dem Schlummer kämpfenden Mütterchen den Schlaf des Alters zu opfern. Nachdem er es einen Monat hatte hingehen lassen, beschloß er, Remedur zu schaffen.

Die ganze Woche saß er in seinem Arbeitszimmer und schrieb und memorierte, und nie schlief er so gut, wie die Nacht vom Samstag auf den Sonntag, bis die Glocken ihn mahnten. Als er zur Kirche eintrat, harrten seiner schon die drei eifrigen Gemeinde-Mitglieder. Draußen schnob der Wind und peitschte Regen und Schnee durcheinander. Der Alte zog fröstelnd seinen halbseidenen Talar an sich, aber sein Auge blickte so fröhlich und hoffnungsvoll, wie ein Mensch nur zu blicken vermag, der da weiß, daß er die Leidensstationen nunmehr hinter sich hat.

„Meine Lieben," redete er die Hochaufhorchenden an, „Ihr seid die Einzigen in unserer Gemeinde, welche nicht früh genug in dieses Haus gelangen können. Da Ihr somit die Eifrigsten seid, so gebührt es mir als Euerm Seelsorger, Euch dadurch zu belohnen, daß ich mich mit jedem Einzelnen von Euch auch näher befasse, daß ich näher und genauer auf sein Leben und seine Sünden eingehe und ihm, nachdem sie aus der Dunkelheit ans Tageslicht gezogen sind, Mut und Trost einspreche. Dieses Verdienst habt Ihr Euch durch Euer regelmäßiges Erscheinen an dieser Stätte errungen, und dieses Verdienst soll Euch werden, das will ich Euch wohl versprechen, es soll Euch werden, jedesmal, wenn Ihr von nun an hier erscheint. Das soll Euch zum Ansporn dienen, meine Lieben."

„Dorothea Friederike Lammskopf, dreimal verehelicht gewesen und nun verwitwet. Was hast Du nicht alles erleiden müssen auf der Welt. Oder sollte es anders sein? Lasset es uns genauer betrachten . . . ."

Und Onkel Quitt faßte das Weiblein ins Auge und beleuchtete seinen Lebenswandel von allen Seiten und mußte vieles darin bemerken, was nicht schön war. Da aber das Heulen der Alten zuletzt seine Stimme übertönte, so brach er ab.

„Andreas Fürchtegott Liebling, Lehrling bei unserem christlichen Mitbürger, dem Bäckermeister Friedrich."

Aber der Junge, dessen Gewissen nicht zu den reinlichsten dieser Jammerwelt gehörte, hatte sich aus dem Staube gemacht.

Onkel Quitt schmunzelte ein ganz kleines wenig in sich hinein, runzelte dann die Stirn und fuhr fort:

„Seine Seele ist noch nicht gestählt genug. Vielleicht das nächste mal. Gehen wir weiter. Amadeus Christian Friedrich, Ihr schauet unter Euch und ich habe noch nicht begonnen. So schwer tragt Ihr an der Sünde? Amadeus Christian Friedrich, wir wollen der Wahrheit die Ehre geben, sind wir doch unter uns, wie in einer lieben, trauten Familie, wo Einer dem Andern die Augen öffnet, damit er seinen Weg erkennt und nicht strauchelt."

Damit begann Onkel Quitt das Bild des Bäckermeisters zu entwerfen. Er sagte ihm, daß er von früh an ein Auge auf ihn gehabt hätte, daß ihm nichts entgangen wäre von all den Winkelsprüngen des Gewissens, das der Teufel bedrängte, die Mitmenschen für sich auszunutzen. Er sprach von seiner Jugend und seinem Mannesalter, er sprach von seinem Familienleben und seinem Bäckergewerbe, von leichtem Gewicht und schlechtem Mehl, er sprach, als ob er eine Leichenrede hielt. Stunden waren vergangen. Onkel Quitt schien es nicht zu bemerken; ihm schien nur daran gelegen, eine Seele von ihren Sünden rein zu pflücken. Und er that es weidlich.

Der Küster erschien und machte Zeichen, daß bald die Hauptkirche beginnen müsse. Onkel Quitt sah nur den trostbedürftigen Bäckermeister, den er erst ganz für wahren Trost empfänglich machen mußte. Nun läuteten die Glocken zum zweitenmale. Onkel Quitt sprach gerade über das Thema der Verleumdung und Ehrabschneidung, der Pietätlosigkeit vor dem weißen Haar des ehrwürdigen Alters. Schon stellten sich einige verfrühte Kirchengänger vom Lande ein. Jeden Augenblick konnten Bekannte kommen. Der Bäckermeister saß auf Nadeln, auf glühenden Kohlen, Höllenqualen stand er aus, der Schweiß troff ihm von der Stirn — er fühlte sich so jämmerlich klein, so lächerlich, so geschlagen.

„Für heute wollen wir schließen," sagte Onkel Quitt. „Die Stunde verlangt es. Nicht etwa Lieblosigkeit hindert mich, Euch weiter meiner Hilfe zu versichern. Nächsten Sonntag mehr. Wir fahren fort, wo wir stehen geblieben sind."

Die Frühkirche war aus. Wie ein Jagdhund, der nach langem Zerren von der Leine gelassen wird, schoß der Bäckermeister durch das Kirchenschiff und zur Thüre hinaus. Hinter ihm humpelte schluchzend das Weiblein durch die Straßen, um ihm mitzuteilen, daß es von nun an auf den Korb Weißbrot verzichte. Der Lehrjunge aber wunderte sich daheim, daß ihn der Meister nicht eines Blickes, geschweige denn einiger Kopfstücke würdigte, sondern sich den ganzen Tag fest eingeriegelt hielt und weder Speise noch Trank zu sich nahm. — — —

Die nächste Frühkirche konnte Onkel Quitt durchschlafen. Die drei Getreuen hatten freiwillig auf Fortsetzung der Andacht verzichtet. Und dabei blieb es für immer. Der alte theologisch gebildete Oberlehrer durfte in Ruhe seine Pension verzehren und sich ungestört seines Alters erfreuen. Nach wie vor trinkt er seinen Vesperschoppen am Stammtisch des Rathauskellers, allwo Herr Bäckermeister Friedrich mit Falkenaugen darüber wacht, daß durch einen zufällig anwesenden Fremden Onkel Quitt nicht der Ehrenplatz am Kopf der Tafel vorweggenommen wird.

Und in der kleinen Stadt geht alles seinen gewöhnlichen Lauf. — — —

## Flüssige Luft.

Seit einiger Zeit beschäftigt die wissenschaftliche Welt eine neue Erfindung auf physikalischem Gebiet, der gegenüber zunächst größte Vorsicht geboten war, die jetzt aber, nachdem sie auch in wissenschaftlichen Experimentalvorträgen schon erörtert und dem Kaiserpaare im Neuen Palais selbst vorgeführt worden ist, auch die Teilnahme der gebildeten Laienkreise wohl beanspruchen darf. Ein naturwissenschaftlicher Mitarbeiter der „Deutschen Ztg." schreibt darüber: Die Erfindung von Prof. Linde in München, dem es gelungen ist, in größerer Menge Luft in flüssigem Zustande herzustellen, kennzeichnet sich als eine Vervollkommnung verschiedener früherer Versuche, die in den letzten zwei Jahrzehnten von mehreren Forschern, insbesondere von Cailletet und Pictet und in weiterm Verfolge von Wroblewski und Olszewski mit Erfolg unternommen wurden. Das Prinzip, das Linde seinen Versuchen zu Grunde gelegt hat, hat mit den von Cailletet 1877 angestellten das gemeinsam, daß die zur Kondensation erforderliche Abkühlung nicht von außen, sondern durch die Arbeitsleistung der Gase selber erzielt wird.

Zum Verständnis des Vorgangs sei darauf hingewiesen, daß, sobald sich ein Gas arbeitleistend ausdehnt, eine entsprechende Abkühlung die Folge ist, ein Ergebnis, das in Uebereinstimmung mit der mechanischen Wärmetheorie steht. Indem man es nun zunächst durch passende Kompressionspumpen einem beträchtlichen Druck aussetzt (100—600 Atmosphären) und ihm dann plötzlich Gelegenheit giebt, sich auszudehnen, wird eine so bedeutende Temperaturveränderung erzielt, daß es Cailletet auf diese Weise gelungen ist, eine Temperatur von ca. —200 Grad C. zu erreichen. Waren seine Versuche auch unvollkommen (es entstand in dem von ihm benutzten Glasrohr nur ein Nebel von Flüssigkeitsbläschen), so waren sie doch insofern von hohem Interesse, als sie die thatsächliche Möglichkeit der Verflüssigung unzweifelhaft bewiesen.

Das wesentlich Neue der Lindeschen Versuche besteht in einem gewissen Multiplikationsverfahren, das er zur Anwendung bringt; die Luft wird nämlich unter einem bestimmten Druck (ca. 200 Atmosphären) in Röhren hineingepreßt, hier durch plötzliche Ausdehnung stark abgekühlt, dann wieder in den ursprünglichen Raum zurückgeführt, von neuem ausgedehnt und infolge dessen weiter abgekühlt, so daß bei mehrfacher Wiederholung des Vorgangs bald eine sehr bedeutende Temperaturerniedrigung erzielt ist, die bei nicht übermäßig gesteigerten Drucken (175 Atmosphären) eine Verflüssigung gestattet. Zu einer solchen Verflüssigung sind, wie bei jedem Gase, zwei Faktoren zur Mitwirkung berufen, einmal eine bestimmte, für jede Gasart anders bemessene Temperatur, die nicht überschritten werden darf, falls überhaupt eine Verflüssigung möglich sein soll (kritische Temperatur), zum andern ein bestimmter Druck, der um so geringer ausfallen kann, je tiefer die Temperatur des Gases unter der kritischen liegt.

Nach den Ermittelungen von Wroblewski und Olszewski (1887) liegt für die Luft (Sauerstoff und Stickstoff) die kritische

Temperatur nicht weit über —200 Gr. C. Denselben Forschern gelang auch unter Anwendung äußerer Abkühlung durch verdampfendes flüssiges Anthylen die Herstellung verhältnismäßig größerer Mengen von flüssigem Sauerstoff und Stickstoff, immerhin überstieg die erzielte Menge nicht die Höhe von einigen Centimetern in einem engen Glasrohr. Die im Vergleich hierzu von Linde gewonnenen großen Mengen flüssiger Luft sehen zunächst Seifenwasser ähnlich, was sich durch die in jeder Luft enthaltenen und durch die große Abkühlung festgewordenen Kohlensäureteilchen oder -Kristalle erklärt. Diese lassen sich jedoch auf dem gewöhnlich üblichen Wege durch Filtration beseitigen, und man erhält dann eine klare Flüssigkeit, die durch den schneller verdunstenden Stickstoff einen größeren Prozentgehalt an Sauerstoff aufweist.

Die Frage nach einer umfangreichen Verwendbarkeit der Erfindung muß noch offen gehalten werden. Vor der Hand ist diese kaum zu erwarten; auf jeden Fall aber muß das neue Linde'sche Verfahren als Abschluß und endgiltige Lösung des Problems der Kondensation der früher als „permanent" bezeichneten Gase angesehen werden.

## Kunst und Wissenschaft.

△ Karlsruhe, 26. Jan. (Kunstverein.) Zu gleicher Zeit mit Hans Thoma erblicken wir auch eine gewählte Kollektion Münchener Künstler, aber gottlob ganz andere, als die uns bisher zum Ueberdruß vorgeführten. Da ist zuerst der einstige Pilotyschüler Gabriel Max mit zwei sehr interessanten und für ihn besonders charakteristischen Werken vertreten. Es ist gewiß ein recht eigentümlicher Zufall, Hans Thoma, das naive Naturkind, mit unserm raffinierten Maler der Mystik, des Spiritismus und Hypnotismus, der „vierten Dimension", wie man ihn zutreffendst genannt hat, zusammenzuführen: größere Gegensätze kann man sich in unserer zeitgenössischen Kunst kaum denken. Denn auch in technischer Beziehung sind beide grundverschieden von einander; hier der mit dem ganzen Können der Schule Piloty's ausgerüstete, gewandte Kolorist, dem die Farbe nur ein unbedingt fügsames Ausdrucksmittel seiner visionären Seelenstimmungen ist, dort ein manchmal vielleicht technisch etwas unbehilflicher Autodidakt, dem die Zeichnung weit mehr als die Farbe das Ausdrucksmittel seiner innerlichsten Gedanken ist. In dem modernen „Medusenhaupt" des Künstlers finden wir das Grausig-Schöne, Dämonisch-Erstarrende und Blutlose dieses geisterhaften Frauenantlitzes, natürlich in das Milieu des 19. Jahrhunderts übertragen, in echt charakteristischer Weise wiedergegeben. Weniger gefällt uns die „Kokette" desselben Meisters, die zu den zahlreichen Werken gehört, worin Gabriel Max in für unser Empfinden nicht ganz sympathischer Weise, das Seelenleben der Menschen auf die Tiere, speciell mit Vorliebe auf die Affenwelt — als unsere „Vorahnen" (?) — überträgt. Denn so wie er diese in ihrem Gebahren auffaßt, sind es eben keine wirklichen, ganz und gar natürlichen Tiere mehr, sondern lediglich zumeist recht raffinierte Menschen in Tierverkleidung, was auf den Beschauer gerade nicht sehr erquicklich und erhebend wirkt. Fräulein Mizi Wunsch und der aus dem modernen Venedig seine künstlerischen Motive schöpfende, aus Wien stammende Maler Eugen v. Blaas führen uns sehr feine, fast zu geleckte „Mädchenköpfchen" vor, Karl Gebhardt in seiner „Klosterscene", A. Brandeis in seinem fast miniaturartigen venezianischen Kanalmotive und A. Lossow, der bekannte, etwas süßliche Rokokoschilderer in seiner „glücklichen Mutter" zeigen sich gleichfalls als sehr geschickte Feinmaler. Die gleichfalls aus Wien stammende Tina Blau gemahnt uns in ihrem „Bauernhof in der Pußta" an die stimmungsvollen Meisterwerke des von Millet und Troyon ausgehenden österreichischen Menzels, August v. Pettenkofen. Eine ganz andere künstlerische Note schlagen der früher als Kellerschüler hier thätig gewesene Paul Schultze-Naumburg — rühmlichst bekannt auch als feinfühliger Kunstkritiker und Aesthetiker — und der Landschafter Le Suire an. Ersterer ist von der farbigen Feinmalerei des Genres und Stillebens, der er hier huldigte, zu einer virtuosen, derberen und effektvollen, vorwiegend düsteren, Stimmungsmalerei in der Landschaft mit Anklängen an die alten Meister des 16./17. Jahrhunderts übergegangen, während der zweite in seinem „Tauwetter" einem gesunden und tüchtigen Naturalismus huldigt. Von Karlsruher Künstlern sind Hermann Junker mit einem im vollsten Abend-Sonnenlicht brillant gemalten lebensvollsten Reiterbildnis, H. Dengler mit einem Damenporträt und der hierher übergesiedelte Boecklinschüler E. Würtenberger mit einem recht tüchtigen Bildnis eines bekannten hiesigen Anthropologen rühmlichst zu nennen. Höchst interessant sind schließlich noch die Radierungen des vom Dalekarlischen Bauernjungen zum ersten Meister Schwedens avancierten Anders Zorn, der in seiner geistreich pikanten, kecken und bravourhaften, die allergrößten künstlerischen Schwierigkeiten nach jeder Hinsicht spielend lösenden Fertigkeit selbst die allergeschicktesten modernen Franzosen, was doch wahrlich viel sagen will, weit hinter sich läßt.

* Berlin, 25. Jan. Der Kaiser hat genehmigt, daß zur Feier des 100jährigen Geburtstages des Kaisers Wilhelm des Großen die königl. Akademie der Künste und der Verein für die Geschichte Berlins im März d. J. in den Räumen der Akademie, Unter den Linden 38, eine auf 6 Wochen berechnete Ausstellung von künstlerischen, litterarischen und sonstigen Erinnerungen an die Person und die Regierungszeit des verewigten Kaisers veranstalten. Um diese Ausstellung, die das Leben und die Thaten des erhabenen Monarchen dem deutschen Volke vor Augen führen soll, historisch getreu und dem patriotischen Zwecke angemessen zu gestalten, bitten die Veranstalter alle, welche im Besitze solcher Erinnerungen sind, diese gütigst zur Verfügung stellen zu wollen. Zur Vermeidung jeder Feuersgefahr wird die Ausstellung nur bei Tage geöffnet sein und bei Tag und Nacht unter steter Aufsicht von Akademiebeamten stehen. Anmeldungen von Schriftstücken werden erbeten unter der Adresse des Archivrats Dr. Bailleu im Geheimen Staatsarchive, Klosterstraße 76, Anmeldungen aller Gegenstände an den ersten ständigen Sekretär der königl. Akademie der Künste, Professor Dr. Hans Müller, Universitätsstraße 6.

## Verschiedenes.

**Das Fürstenhaus Chimay** et Caraman ist mit seinen Ehen einigermaßen ins „Detriment" gekommen. Ein Seitenstück zu der mit dem Zigeuner Rigo abgereisten Alt-Fürstin Clara, geborenen Ward aus Amerika, ist die Alt-Fürstin Gabriele, geborene Lejeune aus Paris. Gabriele war die Gemahlin des Fürsten Alphonse de Chimay, Grafen de Caraman, eines Sohnes des Großvatersbruders des jetzt von Clara verlassenen Fürsten Joseph. Diese Gabriele brannte seinerzeit ihrem Gatten durch, um einem ihrer Diener, namens Josson, zu folgen. Die fürstliche Ehe wurde 1882 in Belgien geschieden und 1889 in Rom für ungiltig erklärt. Josson hat dann seine ehemalige Gebieterin, die Alt-Fürstin Gabriele, geheiratet, aber die Ehe hat gleichfalls keinen Halt, denn auf den 13. Februar ist vor dem Brüsseler Gericht Termin für die von Josson verlangte Ehescheidung angesetzt. Und da will man noch behaupten, es kämen keine Romane mehr im Leben vor? Die eine Fürstin geht mit ihrem Diener, die andere mit einem Zigeuner durch; das genügt doch.

**Eine hübsche Anekdote von dem englischen Tragöden Irving** veröffentlichen die „Debats". Irving ist wie sein Pariser Berufsgenosse Coquelin ein leidenschaftlicher Bildersammler. So oft der englische Tragöde ein neues Bild erworben hat, ladet er seine Freunde und Bekannten zu einem Souper ein, um sie das neue Gemälde bewundern zu lassen. Jüngst hatte denn Irving wieder zwei Bilder angekauft. Eines davon ist eine von dem englischen Maler Whistler geschaffene Studie „Nocturne", eine jener symbolistisch-mystischen Schöpfungen, welche die Modernen neuerdings so gern pflegen und die, je länger man sie ansieht, desto unerklärlicher erscheinen. Unter den Gästen Irvings befand sich auch der Maler des Bildes. Derselbe ließ während des Soupers die Augen nicht von seiner Schöpfung und rückte unruhig hin und her. Plötzlich sprang er auf, stürzte auf sein Bild zu, betrachtete es eine Weile sprachlos und rief dann: „Irving, Unglücksmensch! was hast Du denn gemacht?" „Was ist denn geschehen?" entgegnete Irving. „Du hast ja mein Bild verkehrt aufgehängt!" Die Gesellschaft verbiß sich das Lachen, Irving aber blieb ruhig und entgegnete nach einer Weile mit größter Gelassenheit: „Was Wunder, daß einem so etwas passieren kann: Du hast ja auch eine ganze Stunde gebraucht, bis Du darauf gekommen bist."

**Hunderte von Menschenleben** rettete jüngst ein Knabe im Staate Arkansas. Zu Beginn dieses Monats wurde Arkansas von heftigen Stürmen heimgesucht, die gewaltigen Schaden anrichteten. Am meisten geschädigt wurde die Ortschaft Benton, wo viele Häuser durch den Sturm dem Erdboden gleich gemacht wurden. Ein Haus fiel zugleich mit einer Anzahl entlaubter Baumstämme quer über den Bahndamm, kaum fünf Minuten vor Ankunft eines Schnellzuges. Ein Knabe übersah die Gefahr, nahm mit bewundernswerter Kaltblütigkeit eine Laterne, stellte sich auf die Schienen und schwenkte einen Lappen als Notzeichen. Der Lokomotivführer hatte kaum Zeit, die Maschine vor dem in der Dunkelheit nicht sichtbaren Hindernisse zum Halten zu bringen, und so wurde ein furchtbares Unglück verhütet. Die Passagiere des geretteten Zuges, einige hundert Personen, sammelten unter sich eine bedeutende Geldsumme, die sie dem beherzten und klugen Knaben als Belohnung gaben.

### Charade.

Die Erste bleibt dir nie erspart
So lang du lebst hienieden.
Befällt sie dich auch noch so hart, —
Wenn Zweites dir beschieden,
Dann mildert sich des Schmerzes Art.
Das Erst' und Zweite recht gepaart
Wird Ganzes, bringt dir Frieden.

Martha Rhoden.

Verantwortliche Redaktion: Otto Reuß in Karlsruhe.

Druck und Verlag von Otto Reuß in Karlsruhe, Hirschstraße.